

# Aus der Urzeit des Schweizerlandes

Autor(en): **Wartmann, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen**

Band (Jahr): **1 (1861)**

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-946166>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



~~S 429~~  
SS 9 123

Verfasser.

1861. Urzeit d. Schweizerlandes: Dr. Herm. Wartmann.  
1862. D. Schweiz untd. d. Römern: " " "  
1863. Das Kloster St. Gallen I.: " " "  
1864. " " " " II.: " " "  
1865. Die Grafen von Toggenburg: " " "  
1866. Zwei St. Gall. Mirmesänger: Prof. Dr. Ernst Götzinger.  
1867. Das alte St. Gallen: Dr. Herm. Wartmann.  
1868. Die Feldnamen bei St. Leonhard: Dr. Ernst Götzinger.  
1869. St. Gallen vor hundert Jahren: Vorsteher Joh. Schelting.  
1870. Die Entstehung des Kl. St. Gallen: Dr. Joh. Diener.
- 



\*GM00103459\*



AUS DER URZEIT  
des  
**SCHWEIZERLANDES.**

NEUJAHRBLATT  
des  
HISTORISCH - PHILOGISCHEN LESEVEREINS  
in  
ST. GALLEN.

Mit 3 Tafeln Abbildungen.



ST. GALLEN.  
DRUCK UND VERLAG VON SCHEITLIN UND ZOLLIKOFER.  
1861.



[Wartmann, Hermann:]

AUS DER URZEIT

des

SCHWEIZERLANDES.

NEUJAHRBLATT

des

HISTORISCH-PHILOGISCHEN LESEVEREINS

in

ST. GALLEN.

Mit 3 Tafeln Abbildungen.



ST. GALLEN.

DRUCK UND VERLAG VON SCHEITLIN UND ZOLLIKOFER.

1861.





Nicht gerade unter den günstigsten Auspicien ist vor ungefähr einem Jahre der Versuch gemacht worden, die Elemente hiesiger Stadt, welche an der Entwicklung der idealen Wissenschaften eigenen Antheil oder doch Interesse nehmen, wenigstens zu Einem Zwecke zu vereinigen. Draussen und bei uns ging die Fluth der politischen Stürme hoch, und ihr Getöse war so laut, dass andere Stimmen kaum hoffen durften, davor gehört zu werden. Dennoch ist das Band in der losesten Form eines „Lesevereins“ geschlungen worden. Kaum hat die junge Vereinigung ein Jahr des Lebens hinter sich, und schon wagt sie es, bei der Oeffentlichkeit anzupochen, um sich durch eine Neujahrsgabe für die reifere Jugend und die gebildeten Kreise in weiterem Sinne eine berechtigte Stelle zu gewinnen unter den St. Gallischen Instituten, welche mit öffentlicher Anerkennung und lebendiger Theilnahme verschiedene Zwecke verfolgen. Der Zweck des Vereins, der hinter dem keines andern Vereines zurücksteht, gibt ihm den Muth, mit vollem Vertrauen auf seine Lebensfähigkeit mitten zwischen allen Hindernissen frisch in die Zukunft zu greifen und mit dieser Schrift die Eröffnung einer neuen Folge von Neujahrsblättern für St. Gallen anzukündigen. Zweifache Wirkung wünscht sich die kleine Gabe. Einmal sucht sie in den Gemüthern der Jugend die Liebe zu geistigen Bestrebungen zu wecken und dieselbe schon frühe in freundlicher Erinnerung an solche Neujahrsblätter für spätere Pflege und Unterstützung dieser Bestrebungen zu gewinnen. Sodann hofft sie überhaupt Allen die Ueberzeugung beizubringen, dass die Opfer, welche wissenschaftlichen Anstalten und Unternehmungen scheinbar zu Gunsten Weniger gebracht werden, keineswegs verloren sind, sondern am Ende doch wieder dem Allgemeinen zu Gute kommen.

Möchten für die vorliegende Schrift hauptsächlich der Verwaltungsrath der Stadt St. Gallen und der Kantonsschulrath des Kantons St. Gallen diese Ueberzeugung gewinnen, als die zwei Behörden, welche auf höchst verdankenswerthe Weise die Mittel zur Ausführung des Unternehmens bewilligt haben, bei dem wir nur den geistigen Antheil übernehmen können.



Das erste Neujahrsblatt des historisch-philologischen Lesevereins in St. Gallen wünscht auf den folgenden Blättern die Alterthümer eines Volkes vorzuführen, das zuerst den Boden unseres Vaterlandes bewohnte, dessen Spuren aber von der Oberfläche der Erde verschwanden, ehe es zu geschichtlichem Bewusstsein erwachte, eines Volkes also, das recht eigentlich der Vorgeschichte angehört: des keltischen Volks der Helvetier, wenn der letztere Name nicht zu enge ist und wirklich alle keltischen Nationalitäten umfasst, die bis zur Ueberfluthung Helvetiens durch Römer und Alamannen den Boden dieses Landes bewohnt haben. Nach allgemeiner Annahme ist das helvetische Volk ein Theil jenes grossen Völkerstammes der Kelten oder Gallier, der in der Geschichte mit so gewaltigen Stössen auftritt, dass die antike Welt vor ihm erzittert; der uns aber dennoch nur die Geschichte seines Untergangs hinterlassen hat, „weil ihm,“ nach Mommsens trefflicher Charakteristik, „bei manchen tüchtigen und noch mehr glänzenden Eigenschaften die tiefe sittliche und staatliche Anlage fehlt, auf welche alles Gute und Grosse in der menschlichen Entwicklung sich gründet.“ Wie der grosse Stamm der Kelten überhaupt von seiner Kraft Zeugnis gibt durch gewaltsame Einfälle in die Kulturwelt des Mittelmeers, so setzte auch der Zweig der Helvetier durch zwei gewaltige Ausbrüche, an welche sich die Namen Divico und Orgetorix, freilich mit verschiedenem Klange, heften, die römische Welt in Staunen und Entsetzen, ohne dass durch diese vereinzelt Kraftäusserungen über das Land ihrer Heimat selbst Licht verbreitet worden wäre. Wie nach dem Blitze, der die Nacht nur erhellt, um von ihr verschlungen zu werden, so schien es nach ihrem Anprall dunkler, als vorher.

Von römischer Kultur wusste man hernach in der Schweiz viel zu erzählen, als man die Ueberreste früherer Zeiten beachtenswerth zu finden begann; ihre Spuren waren zu auffallend, um übersehen zu werden. Die Denkmale keltischer Kultur schienen von der Erde verschwunden, ohne irgend welches Zeugnis ihres Daseins hinterlassen zu haben. Es wurden wohl Bücher über die Geschichte, Verfassung und Religion der Kelten geschrieben. Walthers liess seine „Celtischen Alterthümer“ erscheinen. Sie waren lediglich aus den Nachrichten der Alten geschöpft und vermischten Cäsars Berichte über die Gallier, des Tacitus Schilderung der Germanen und die Lieder der skandinavischen Edda auf die unbefangenste Weise. Picot in seiner „Histoire des Gaulois“ verstand zwischen Kelten und Germanen zu unterscheiden; aber so wenig, als Walthers, ahnte er, dass unter der Oberfläche der Erde und im Schoosse der Seen fruchtbarere Kunde über ihr keltisches Volk zu finden sei, als in allen Schriften der griechischen und römischen Schriftsteller. Wie in Frankreich diese Entdeckung zuerst gemacht wurde, und wie Amadée Thierry in seiner bekannten „Histoire des Gaulois“ sie ausbeutete, vermögen wir nicht zu beurtheilen; denn Thierry's Werk ist uns hier nicht zur Hand. Noch weniger war es uns möglich, aus den zerstreuten Mittheilungen der Zeitschriften und Veröffentlichungen gelehrter Gesellschaften einen Ueberblick zu erlangen über Entstehung, Fortgang und Einfluss der keltischen Untersuchungen in England und Deutschland. In der Schweiz ist es Dr. Ferdinand Keller in Zürich, der im Jahre 1836 die ersten keltischen Grabhügel erkannte und aufdeckte und damit einer ganzen Reihe weiterer Entdeckungen rief. Die Funde folgten sich so schnell, dass eine der schönsten Unternehmungen schweizerischer Wissenschaft dadurch in's Leben gerufen wurde, indem die „Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich“ aus vereinzelt kurzen Berichten wider alles Hoffen und Erwarten zu regelmässigen Veröffentlichungen anwuchsen, die in jährlich mehr vollendeter Form die Schätze unserer Alterthümer zu Tage fördern. In der Westschweiz durchforschte Quiquerez in Delsberg unermüdlich die Thäler des bernischen Jura, wo mehrere Kulturepochen reiche Denkmäler hinterlassen haben. In Lausanne nahm sich Fréd. Troyon der jungen Wissenschaft an. Ihm wurde die Mühe am schönsten belohnt, denn das Gebiet der Rhone beherbergt eine Kulturschicht über der andern. — Noch ehe der Eifer für diese Entdeckungen erkaltet war, die aus dem Schoosse der Erde Kunde der alten Zeiten



gaben, lenkte die keltische Alterthumsforschung auf eine neue Bahn und förderte noch ehrwürdigere Reste zu Tage, an deren Hand wir zu den ältesten Bewohnern unseres Landes in ihre Hütten treten und ihr Leben und Treiben belauschen auf einer Stufe, auf welcher die Gelehrten der weltumsegelnden Novara die Bewohner der Inseln im stillen Ocean fanden. Längs den Ufern unserer Seen wurden im Wasser eine Menge uralter Ansiedelungen entdeckt. Wieder ist es Dr. Ferdinand Keller, der zuerst mit frischer Lebendigkeit den neuen Pfad betrat und unterstützt von vielen andern Seiten, geübt durch die Behandlung der Heidengräber, in kurzer Zeit drei Berichte über die keltischen Pfahlbauten der Schweizerseen erscheinen liess, an welche sich eine vortreffliche Untersuchung Prof. Rüttimeyers über die in den Pfahlbauten gefundenen Thierreste anschloss. Der alte Meister, mit Fug und Recht der langjährige Präsident der antiquarischen Gesellschaft, arbeitet gegenwärtig an einer vergleichenden Zusammenstellung aller keltischen Alterthümer auf Schweizerboden. Wird diese einmal erschienen sein, dann wird schwerlich Jemand etwas Besseres thun können, als auf diese Arbeit verweisen. Bis sie aber erschienen ist, mag vielleicht ein Freund geschichtlicher Forschungen gerade noch freundliche Nachsicht finden für einen Versuch, die bisherigen Veröffentlichungen über keltische Alterthümer der Schweiz zu einem Gesamtbilde zu vereinigen, um dadurch auf das zu erwartende Bessere voraus schon aufmerksam zu machen.

Die Trockenheit des Winters 18<sup>53</sup>/<sub>54</sub> liess zuerst bei Meilen am Zürchersee Gegenstände menschlicher Thätigkeit zum Vorschein kommen, als man den niedrigen Wasserstand dazu benützen wollte, dem See ein Stück Boden für einen Garten abzugewinnen. Man forschte weiter und fand nach Wegräumung einer 1—2 Fuss mächtigen Schlammsschicht in einer zweiten, von organischen Stoffen durchzogenen Schicht die Köpfe vieler Pfähle, zwischen denselben eine Menge eigenthümlicher Geräthschaften, welche bald näher betrachtet werden sollen. Sogleich stieg der Gedanke auf, dass über diesen Pfählen einst menschliche Wohnungen gestanden hätten, deren Ueberreste der ursprüngliche Boden enthalten möchte. Sobald die Entdeckung veröffentlicht wurde, erkannte man, dass ein rostartiges Pfahlgefüge im Bielersee, auf dem sogenannten Steinberge bei Nidau, ähnliche Bedeutung habe und keineswegs römischen Ursprungs sei, wie die Alterthumsforscher bisher vermuthet hatten. Man wurde überhaupt aufmerksam auf solche Erscheinungen am Ufer der Seen, und in wenigen Jahren war mit Sicherheit ausgemittelt, dass der ganze Bielersee, der Neuenburgersee, der Genfersee und der Bodensee mit einem dichten Kranze solcher Ansiedelungen umzogen seien; in den meisten kleineren Seen traf man wenigstens auf einzelne Spuren derselben. Ein Pfahlwerk nach dem andern wurde unter dem ruhigen Gewässer ausgespäht, bald mehr, bald weniger ausgedehnt, bald hart an dem Ufer, bald einige hundert Fuss von ihm entfernt; am häufigsten an solchen Stellen, wo sich der sandige Grund langsam und allmählig zum Becken vertieft. Wo immer die Verhältnisse die Ausbeutung erlaubten, zog man Kulturgegenstände aus der Tiefe oder grub sie bei niedrigem Wasserstande oft in Masse heraus. Die durchsichtige Oberfläche des Wassers, welches alle diese Stellen bedeckt, lässt uns im Ganzen wohl sehr leicht erkennen, wo Pfahlansiedelungen einst gestanden haben, erschwert aber genauere Untersuchungen über dieselben leider oft gar sehr. Versuchen wir nun, nach den verschiedenen Entdeckungen und Ausgrabungen die keltische Ansiedelung wieder aufzubauen, nach dem Aufbau der Wohnung sie mit Geräthe und Schmuck zu versehen und endlich Lebensweise und Bildungsstufe ihrer Bewohner daraus abzuleiten.

Bei keinem der zahlreichen Pfahlwerke stehen die Pfähle regelmässig bei einander. Selten sind es ganze Stämme, sondern meistens Drittheile oder Viertheile gespaltener Eichen-, Buchen-, Birken- und Tannenstämme, oder anderer in der nächsten Umgegend der Ansiedelung vorkommender Holzarten; 4—6 Zoll dick stecken sie oft mehr als 10 Fuss tief in dem schlammigen Boden. Vor dem Einrammen wurden die Pfähle unten zugespitzt durch Anbrennen oder Behauen. Bei den ältern Pfahlbauten geschah das Behauen durch höchst unvollkommene Instrumente. Quer über den senkrecht in den Grund geschlagenen Pfählen liegen öfters noch Balken, die offenbar zum Tragen des Fussbodens bestimmt waren. Bei zwei Ansiedelungen ist uns der über die Querbalken



gelegte Boden deutlich erkennbar im Torfmoor erhalten. Bei der grossen, über drei Jucharte sich erstreckenden Ansiedelung von Robenhausen am Pfäffiker-See scheint er wenigstens zum Theil aus Brettern konstruirt, welche mit hölzernen Nägeln an die Querbalken befestigt wurden. Bei der Niederlassung von Moosseedorf bei Bern besteht er aus armsdicken, wagrecht neben einander gereihten Tannenstämmchen; die Lücken zwischen denselben wurden mit Zweigen und Letten ausgefüllt; Alles ganz in der Weise unserer jetzigen Knüppelbrücken. Ganz eigenthümlich ist der Boden der Niederlassungen von Wauwyl im Kanton Luzern konstruirt. Es liegen dort deutlich bis fünf Holzböden übereinander, und diese bestehen aus unverbundenen Reihen kleiner Rundstämme, welche nur von senkrecht durch alle fünf Böden gezwängten und in den Seegrund eingerammten Pfählen zusammengehalten werden. Die Zwischenräume zwischen den ganzen Böden, wie die Lücken zwischen den einzelnen Rundhölzern, sind mit Lehm und Geäste ausgefüllt. Rings um das grosse Rechteck dieser Böden ragte pallisadenartig eine freistehende Pfahlumzäunung hervor, welche, wenn sie fortgesetzt und überbrückt wurde, zur Verbindung mit andern Niederlassungen diente. Die Frage, ob die ganze etwa 3 Fuss dicke Bodenkonstruktion ein grosses, fest liegendes Floss gebildet habe, das mit dem Wasser stieg und sank, oder ob sie immer auf dem Seegrund ruhte, wie gegenwärtig, ist noch unentschieden. — Auf dem so hergestellten Boden wurden hierauf die Wohnungen errichtet. Die Zahl derselben ist natürlich nach der Grösse der Gerüste ausserordentlich verschieden. Manche Anlagen lassen nur auf einzelne Häuser schliessen, andere von 30—40,000 Pfählen müssen ganze Dörfer getragen haben. Merkwürdig ist die Anordnung des Pfahlbaues bei Wauwyl. Es liegen dort vier ungefähr gleich grosse (90 Fuss lang, 50 Fuss breit) auf angegebene Weise gefertigte Böden nebeneinander im Torfe. Ohne Zweifel standen sie einst jeder für sich, aber nahe beieinander, und bringen uns auf die Vermuthung eines Beisammenwohnens nach Geschlechtern, was wieder in die früheste Urzeit hinauf deuten würde. Jeder Bau war durch eine Brücke mit dem Lande verbunden, und wo mehrere Baue getrennt neben einander lagen, führten jedenfalls auch Brücken von dem einen zum andern. — Ueber die Beschaffenheit und Form der Wohnungen haben wir äusserst schwache Spuren, weil wohl die meisten dieser Pfahldörfer durch Feuer ihren Untergang fanden und bis an den Wasserspiegel niederbrannten. Ein später zu betrachtendes keltisches Denkmal auf festem Boden scheint uns zu der Annahme zu berechtigen, dass starkes Zweiggeflecht, wie solches bei der ausgedehnten Ansiedelung von Wangen gefunden wurde, der Hauptbestandtheil der Wände gewesen sei; allein die neuesten Ausgrabungen von Wauwyl haben auch darüber abweichende Resultate zu Tage gefördert. Es ist nach denselben ausser allem Zweifel, dass die über den Boden hervorragenden senkrechten Pfähle Eckpfosten von rechtwinkligen Hütten gebildet haben, deren Seitenwände in Blockhausmanier aus auf einander gelegten Stämmen bestanden. Diese Stämme waren so fest auf einander gepresst und ihre Lücken so regelmässig ausgefüllt, dass die Wände ganz das Ansehen hatten, als wären sie aus dicken Brettern aufgerichtet. Massen von Strohwischen, Baumrinden, Reisig und Binsen, die an manchen Orten aus dem Schlamm hervorgezogen wurden, lassen sich wohl mit Grund als Reste der Bedachung erklären. Ueber die Form der Hütten der belgischen Gallier berichtet Strabo: sie werden geräumig aus Brettern und Weidengeflechten, kuppelförmig mit einem hohen Dache gemacht. Dass auch bei uns der Kreis die Grundform vieler Hütten war, scheint mit Sicherheit angenommen werden zu dürfen; obgleich, wie eben erwähnt, die Niederlassung von Wauwyl rechtwinklige Bauten aufweist. Taf. I. f. 1 sucht einen grössern Pfahlbau zu veranschaulichen.

So standen die einfachen Hütten auf ihrem Holzboden, und zwischen den tragenden Pfählen spielte das Wasser, welches in seinem Schlamm zahllose Zeugnisse der Thätigkeit ihrer Bewohner aufbewahrt hat. Waffen und Werkzeuge von Stein, Horn und Knochen weisen auf früheste Urzeiten zurück. Den Stoff, welchen ihm die Natur an die Hand gab, bearbeitete der Urbewohner unseres Landes mit anderem, ihm nicht minder von der Natur an die Hand gegebenen Stoffe. Scharfe und spitzige Steine wurden auf härteren Steinplatten zu Meisseln, Beilen und Messern geschliffen, für Stiele und Handhaben zu diesen Werkzeugen mit den letztern



selbst das erweichte Horn der grossen Hirschgeweihe zerschnitten und zurecht gemacht. Oft formte man bei grösseren Stücken das Horn, in welches das Steingeräthe eingesetzt war, am Ende in einen Zapfen und fügte diesen wieder in einen längeren Holzstiel. Selten nur nahm man sich die Mühe, ein Loch für den Stiel durch den Stein selbst zu bohren, was bei den mangelhaften Hilfsmitteln keiner geringen Anstrengung bedurfte; es geschah dies bei ganz wenigen Steinhämmern. Die Steinbeile und Meissel sind in allen möglichen Formen und Stadien der Ausarbeitung vorhanden. Wo solche, welche aus guten Steinen gearbeitet waren, zerbrachen, wurden sie mit der grössten Sorgfalt nachgeschliffen, so lange die Schneide noch irgendwie genutzt werden konnte. Für Beile wurde am liebsten der Serpentin verwandt. Der scharfkantige Feuerstein, auf der stumpfen Seite in ein Holzstück eingelassen und mit Asphalt in demselben befestigt, diente als Säge. Mit dem Beile wurden die Grundpfähle zugespitzt und die zu verarbeitenden Geweihe in Stücke gehackt. Beweise davon sind noch zahlreich und unzweideutig vorhanden. Die feinere Ausarbeitung war den Meisseln und Messern aus Stein und Knochen vorbehalten. Stechwerkzeuge aus Geweihen und Knochen sind genau und zierlich in die Formen von Pfiemen und Nadeln gebracht. Die Zähne des Ebers wurden mit geringer Mühe in scharfschneidige Messer verwandelt, die des Bären und Wolfs durchbohrt und als Amulette an Schnüren getragen. So versahen sich die Bewohner der Pfahlbauten mit Werkzeugen zum Schlagen, Hacken, Schneiden und Stechen. — S. Taf. I. f. 4—6. 8—10. 12—15. 17. 18. 29.

Auf ähnliche Weise verschafften und bildeten sie sich ihre Waffen. Der knorrige Ast mit kopfartigem Auswuchs wurde ergriffen und als Keule geschwungen. Neben dem Steinbeil, welches jedenfalls auch als Waffe diente, erscheinen Lanzen- und Pfeilspitzen und Dolche aus Stein, Horn oder Knochen. Das interessanteste Material ist der Feuerstein: häufig findet er sich als Pfeilspitze mit Widerhaken, als Messer, als Lanzenspitze; ganz auf ihn beschränkt ist die Verwendung zu den schon erwähnten kleinen Sägen. — S. Taf. I. f. 2. 7. 11. 16. Besonders auffallend ist ferner die Thatsache, dass nicht wenige der steinernen Waffen aus Steinarten verfertigt sind, welche sich durchaus nicht in unserm Lande finden und daher in ihrer verarbeiteten Gestalt oder als zu verarbeitender Rohstoff durch Handel aus der Ferne den Niederlassungen müssen zugebracht worden sein. Gleich räthselhaft für uns ist die Frage, wie der harte Feuerstein in regelmässige Formen zertheilt wurde ohne Hülfe des gestählten Eisens, und welches die Wege waren, die jener früheste Handel einer grauen Vorzeit ging. Kunde darüber wird uns schwerlich je zu Theil werden.

Von nicht weniger einfachen und natürlichen Anfängen nahm die Töpferkunst der Ansiedler ihren Ursprung. Der lefftige Schlamm wurde dem Becken des Sees entnommen, von freier Hand geformt und am offenen Feuer gehärtet. Beigemischte Quarzkörner gaben der Masse grössere Festigkeit. Es ist natürlich, dass so zubereitetes Thongeschirr weder im Stoff, noch in der Form sehr gleichmässig werden konnte. Die Masse ist an vielen Stellen dünner und lockerer, an andern dicker und fester, die Form häufig cylindrisch; doch trifft man nicht gerade selten auch auf eigentliche Schüsseln und Teller. An Eindrücken und Buckeln und einzelnen Linienverzerrungen lassen sich die ersten Spuren jenes Sinnes erkennen, welcher nicht allein mit der Zweckmässigkeit seines Gegenstandes zufrieden ist, sondern dem vernünftigen Gedanken auch einen schönen Ausdruck geben will und bei begabten Völkern zur Kunst führt. Einen grossen Begriff erhalten wir freilich nicht von dem Kunstsinn der Kelten; alle Motive ihrer Verzerrungen gründen sich auf den geraden Strich und den Kreis. Auf einem einzigen Gefässe scheint ein schwacher Versuch gemacht worden zu sein, durch Nachbildung eines Blätterzweiges ein lebendiges Element zu gewinnen. — S. Taf. I. f. 20—27. Ein zweites Moment der Verzerrung ist die verschiedene Färbung des Thongeräths. Rothstein und Graphit färben roth und schwarz, und die Furchen der eingegrabenen Ornamente sind zuweilen mit Kreide gefüllt, damit sie desto schärfer hervortreten. Eine dicke Russkruste überzieht die Töpfe oft und zeugt für ihren langen Gebrauch am Feuerherde, dessen rauchgeschwärzte Platten ebenfalls häufig unter den andern Ueberbleibseln der Wohnungen gefunden werden. Als Unterlage für jene Gefässe, die weder Fuss, noch flachen Boden haben,



sondern nach unten sich abrunden, dienten wohl die zahlreich entdeckten Thonringe, deren Bestimmung sonst unerklärt bliebe. — Vgl. Taf. I. f. 22 u. 23.

Wir haben dem keltischen Manne Werkzeuge und Waffen in die Hände gegeben und seine Hütte mit Geräthe gefüllt. Auch über die Thätigkeit des keltischen Weibes haben wir mannigfache Zeugnisse. Zahlreiche thönerne Spinnwirtel lassen uns auf fleissige Hände schliessen, welche sie gebrauchten und Geflechte aus Hanf, Flachs und Stroh werden von Frauen zu Kleidern, Decken und Matten gefertigt worden sein, s. Taf. I. f. 30 u. 31. Von Gespinnsten und Geweben sollen die neuesten Nachgrabungen ebenfalls Anzeichen zu Tage gefördert haben. Zweifach und vierfach gewundene Schnüre wurden wahrscheinlich zu Netzen geflochten; denn dass die Bewohner der feuchten Tiefe nicht ungestraft um die Sitze des Menschengeschlechts spielten, beweisen Haufen beieinanderliegender Fischgräthe, von welchen die stärksten und grössten nicht selten zu Stechwerkzeugen benutzt sind. Angeln finden sich keine unter Stein- und Knochengeschäften; neben dem Fange mit Netzen ist aber ohne Zweifel der mit Pfeilen geübt worden. Schwerfällige, mittelst Feuer ausgehöhlte Einbäume trugen die Bewohner der Pfahlbauten von einer Ansiedelung zur andern längs dem Gestade; wenigstens ist kaum zu glauben, dass die plumpen Fahrzeuge anders bewegt worden seien, als durch Schaltstangen.

So rüstete sich der Kelte aus zu Krieg, zu Jagd, zu häuslichem Leben. Allein in seinen frühesten Ansiedelungen in der Schweiz hatte er die Stufe des schweifenden Jägers schon hinter sich; auch beim herumziehenden Hirten blieb er nicht stehen; er muss unter die Ackerbauer mit festem Wohnsitz gezählt werden. Einen schönen Einblick in die landwirthschaftlichen Verhältnisse unserer Urbevölkerung giebt uns gerade eine der ältesten Periode angehörige Niederlassung: die bei Wangen, wo der Rhein den Untersee verlässt. Was aus den hier und an andern Orten gefundenen Ueberresten auf Viehzucht und Ackerbau geschlossen werden kann, ist in den ersten Nummern des landwirthschaftlichen Wochenblatts von Herrn Prof. Heer in Zürich zusammengestellt worden. Um indess am Ende unserer Betrachtungen einen zusammenhängenden Ueberblick über die Erscheinungen und die Entwicklung der keltischen Kultur unseres Landes zu erhalten, müssen wir auch hier das Wichtigste kurz herausheben. — Zahlreiche Knochen der Hauskuh, des Schweins und der Ziege beweisen, dass diese Hausthiere sehr häufig gehalten wurden; viel seltener erscheint in den alten Ansiedelungen das Schaf, das Pferd oder der Hund. Wie die Heerden vor Bär und Wolf geschützt wurden, wie man die Futtervorräthe zur Ueberwinterung sammelte und aufbewahrte, in welcher Ausdehnung überhaupt die Viehzucht betrieben wurde, davon wissen wir nichts Bestimmtes. Das jedoch scheint man aus den zahlreich vorkommenden Knochen junger Zicklein schliessen zu dürfen, dass solcher Braten zu den Lieblingsgerichten der Kelten gehörte. Gefässe mit regelmässiger Löcherreihe vom Rande bis zu dem Boden wurden höchst wahrscheinlich zur Zubereitung und Aufbewahrung von Zieger benutzt, indem die Molken durch die Oeffnungen abtropften, s. Taf. I. f. 26. — Auf den Getreidebau der Kelten führte zuerst unzweifelhaft der in Meilen, in Moosseedorf und Wangen gefundene Weizen. An letzterem Orte fand sich ein ganzer Vorrath von Weizen und zweizeiliger Gerste wohl erhalten in Steinkohle verwandelt. Zum Zerquetschen des gewonnenen Getreides dienten rundlich geglättete Steine, welche in die Vertiefung eines andern Steines eingriffen, die ersten, unmittelbar der Natur entnommenen Anfänge der Mühle, s. Taf. I. f. 3. Verhärtete Massen, welche noch einzelne Gefässe zum Theil füllten, mögen Ueberreste des aus den zerquetschten, vermuthlich vorher gerösteten Körnern zubereiteten Breies sein. Eigentlicher Brodkuchen aus zerquetschten Getreidekörnern, 1—1½ Zoll hoch und in rundlicher Form von verschiedenem Durchmesser, ist in einem Pfahlbau bei Allensbach am Untersee gefunden worden. Der geknetete Teig wurde höchst wahrscheinlich auf heisse Steine gelegt, mit glühender Asche bedeckt und so gebacken. — Aus jener untergegangenen Vorrathskammer in Wangen wurden auch verkohlte kleine Aepfel und Birnen an das Licht gezogen, mit grossem Kerngehäuse, gewöhnlich in zwei, seltener in vier Stücke zerschnitten. Offenbar waren es gedörrte Schnitze, zum Wintervorrath aufgespeichert. Eben dazu sammelte man grosse Massen von Haselnüssen



und Buchnüssen, deren Schalen sich in nicht geringerer Menge finden, als Kerne von Himbeeren und Brombeeren.

So weit waren die ältesten der auf schweizerischem Boden wohnenden Menschengeschlechter, und man darf annehmen, dass sie mit dieser Kultur in das Land eingewandert seien. Sämmtliche bisher aufgedeckte Niederlassungen am Untersee, die durch drei Fuss mächtiges Torflager sich durchziehenden Alterthümer am Pfäffikersee, die im Torfmoore begrabene Ansiedelung von Moosseedorf und jene bei Wauwyl im Kanton Luzern stehen alle auf dieser Stufe und sind nach mehrhundertjährigem Bestehen untergegangen, bevor ein neues wesentliches Kulturmoment auftrat. Von den im Boden verborgenen Metallen und deren Bearbeitung ahnten ihre Bewohner noch Nichts. Zuerst bei Meilen findet sich in einer Niederlassung, deren sonstige Ueberreste ganz der Steinperiode angehören, eine eiserne Spange. Je weiter gegen Westen zu, desto häufiger werden die Waffen, Geräthe und Schmucksachen aus Erz. Die mühsam aus Stein und Knochen gefertigten Beile und Messer etc. verschwinden immer mehr und werden durch gegossene, eiserne ersetzt. Neue Formen tauchen in Folge des neuen Materials auf. Die Lanze, der Pfeil und das Messer werden länger, das Beil nimmt jene eigenthümlich gelappte Form an, die zu den abenteuerlichsten Vermuthungen Veranlassung gab und noch jetzt nicht genügend erklärt ist, der Dolch blieb breit und kurz, wegen der geringen Härte des Erzes, oder er wurde beinahe nadelförmig; voraus aber trat zuerst das Schwert auf, von dessen Griffen aus Holz oder Hirschhorn nur äusserst seltene Spuren übrig sind. — S. Taf. II. f. 2. 21—26. 28. — Neue Bildungen erscheinen in Folge der Einführung des Erzgusses für die Geräthe der Landwirthschaft und Fischerei, dort häufige Sicheln (Taf. II. f. 20) und einzelne Sensen, hier Angeln (Taf. II. f. 29—32) und Harpunen. Wo die Waffen oder Geräthe breitere oder längere Flächen bildeten, suchte man ihnen durch erhöhte Rippen oder Leisten mehr Festigkeit zu verleihen. — Die grösste Umgestaltung erfuhren die Schmucksachen durch die neue Kunst, das Erz in beliebige Form zu bringen. Die bisher bearbeiteten Stoffe hatten zum Schmucke nicht viel geboten. Durchbohrte Zähne der wilden Thiere oder höchstens ein Stück glänzenden Bernsteins waren an einer Schnur über die Schultern gehängt worden. Jetzt schmiegt sich eiserne Ringe um Hals, Arme (Taf. II. f. 27) und Beine. Haftenadeln in jeder Grösse (Taf. II. f. 3 etc.) und Spangen in gefälligen Formen hielten die Kleider. Die Verzierungen der Waffen und des Schmuckes vervielfältigen immer jene Kreis-, Punkt- und Strichelemente, welche wir schon bei dem Töpfergeschirr der ersten Periode angetroffen haben. Wohl sind die Verbindungen der Linien mannigfaltiger und feiner auf dem feineren Stoffe; allein ein Kunstelement, von dem ausgehend eine lebendige Weiterentwicklung möglich gewesen, ein Element, das einem schöpferischen Gedanken entsprungen wäre, ist nie auf einem rein keltischen Denkmale gefunden worden. — Die ganze Kunst der Erzgiesserei muss von Aussen, ohne allen Zweifel von den grossen in Gallien ansässigen keltischen Stämmen nach unserm Lande gekommen sein; denn dieses besitzt selbst weder Zinn noch Kupfer. Den Beweis, dass die Erzgegenstände nicht alle als fertige Waare eingeführt wurden, sondern dass die Kunst des Erzgiessens im Lande selbst geübt wurde, wollen wir nicht lange mehr schuldig bleiben. Dass die Erzarbeiter unseres Landes sich auch die weitem Kunstfertigkeiten ihrer Stammesverwandten aneigneten, deren dem Römer unbekanntes Gewandtheit im Verzinnen und Versilbern von Plinius höchlich gerühmt wird, zeigen manche Waffen und Schmucksachen, bei denen die sonst eingegrabenen Linienverzierungen in einer leichten Silberauflage gezogen sind.

Mit dem Auftreten des Eisens, das sich ähnlich zu dem Erze gesellt, wie sich dieses zum Steine gesellt hatte, treten wir in die dritte Periode, und erst in diese dritte Periode fällt das erste geschichtliche Auftreten der helvetischen Kelten, durch welches sie mit den Römern bekannt wurden zu ihrem eigenen Verderben. Das geschmeidige Erz ist viel leichter zu bearbeiten, als das spröde Eisen; und so ist es denn ganz begreiflich, dass auch nach der Bekanntschaft mit dem Eisen die Schmuckgegenstände beinahe durchgängig weiter aus Erz gegossen wurden. Die Waffen dagegen und Werkzeuge schmiedete man aus dem härteren Eisen. Die Formen blieben sich ziemlich gleich. Neu tritt unter den Geräthen die Scheere auf. Unter den Waffen



verschwindet das Beil immer mehr; während die zuweilen äusserst sorgfältige Behandlung des Schwertes von dem vielgerühmten kriegerischen Sinn der Kelten zeugen mag. Es scheint sich indessen in der Bearbeitung und Verzierung jener Schwerter ein so ganz anderer Sinn zu offenbaren, dass man lange im Zweifel war, ob man sie nicht den Römern oder Germanen zuweisen sollte. Exemplare, die mit den an ihrem Roste hängenden Kohlen aus dem Bieler- und Neuenburger-See gezogen wurden, sprechen allerdings dafür, dass sie als wesentliches Geräthe dieser Kelten bei dem Untergange jener Ansiedelungen durch Brand, und nicht etwa zufällig später erst in den See versunken seien. Dennoch will es uns vorkommen, als ob die so gestalteten Schwerter wenigstens auf fremde Muster zurückgingen. Wirklich enthalten auch die zwei Pfahlbauten, unter deren Ueberresten sie gefunden worden sind, neben den keltischen Denkmälern römische Spuren, und jener Fund in der Tiefenau bei Bern, wo eine ganze Menge solcher Schwerter zu Tage traten, ist so unbestimmbar, dass wir aus ihm keine Folgerungen ziehen dürfen.

So sind wir denn heruntergestiegen bis zu den Zeiten, in welchen die Kultur der siegenden Römer im Geleite der Eroberer das Land umgestaltete und ihr Gepräge im Einzelnen auch den Pfahlbauten aufdrückte. In verschiedenen Niederlassungen des Neuenburgersees fanden sich Bruchstücke römischer Ziegel, römischer Töpfergeschirre und eine römische Handmühle. Es giebt einzelne Ansiedelungen, wo in verschiedenen Lagern Gegenstände der Steinperiode, der Erzperiode, der Eisenperiode und der keltisch-römischen Zeit über und neben einander gefunden werden. Diese Ansiedelungen haben also die ganze Entwicklung des keltischen Lebens durchgemacht. Feuer zerstörte die Pfahlbauten gewiss beinahe ohne Ausnahme. Die unorganischen Ueberreste tragen meistens die deutlichsten Spuren an sich, dass sie grosser Hitze ausgesetzt waren; Pfähle und andere Bestandtheile von Holz sind oft theilweise verkohlt. Ueber Jahrhunderte hindurch muss sich die Entwicklung erstreckt haben, welche wir in den wenigen Blättern überblickten, von jenen Zeiten an, wo die von Osten her vordringenden Einwanderer, dem Laufe der Flüsse folgend, sonnige Buchten aufsuchten, um ganz nahe dem Ufer oder einige hundert Fuss in dem Spiegel der Seen ihre Wohnungen mit den einfachsten Mitteln aufzuschlagen und auszurüsten. Was ihnen die Natur zunächst an die Hand gab, gebrauchten sie, wenn es galt, den gewaltigen Wisent und Ur zu erlegen, das Elenthier, den mächtigen Edelhirsch, den Bär, den Eber, den Wolf und die wilde Katze. Es stieg der Steinbock noch in die Thäler hinab, in deren Gewässern der Biber seinen künstlichen Bau auführte, und die listigen Geschlechter des Fuchses, des Marders, des Iltis und Hermelins entgingen so wenig den Gruben und Pfeilen der Ansiedler, als das flinke Eichhörnchen oder der faule Dachs. Von allem diesem Gewilde sind die Knochen in den Ueberbleibseln der Pfahldörfer erhalten. Die Schale der europäischen Schildkröte erzählt uns dazu, dass auch dieses Geschöpf einst bei uns einheimisch war. Dichter Wald umkränzte die stillen Seen. Dort zog der Falke hoch über dem Forst seine weiten Kreise, und hier bedrängten langbeinige Reiher und Züge schnatternder Enten den harmlosen Frosch und die kleineren Fische. Dort weideten auch die zahlreichen Heerden des kleinen Torfschweins. Nur in der Nähe der Wohnungen wurden Wiesen für Rindvieh urbar gemacht und wenig Ackerland auf die einfachste Weise bestellt. Vom Westen her, vom keltischen Gallien, drang die neue Kultur herein; von dort her lernte man den Gebrauch des Fluch und Segen spendenden Metalls. Allein bevor es den Pfäffikersee und den Bodensee erreichte, machten wahrscheinlich gewaltsame Ereignisse, von denen wir keine nähere Kunde besitzen, der Existenz der dortigen Pfahlansiedelungen ein Ende. Die spärlichen Niederlassungen am Zürchersee reichen kaum in die ersten Anfänge der Erzperiode. Dagegen gehören die Pfahlbauten des Genfer-, Bieler- und Neuenburger-See's eigentlich in die Erzzeit, und die Tafeln der Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft liefern eine reiche Auswahl der Produkte dieser Zeit. In allen drei letztgenannten Seen finden sich bei einzelnen Ansiedelungen Gegenstände von Eisen, weitaus am meisten im Neuenburgersee, wo auch bei verschiedenen Stellen unzweifelhafte Beweise römischer Kultur aus dem Pfahlunterbau hervorgezogen wurden. Diese Kolonien werden wir also mit Grund die jüngsten nennen; und es ist wohl merkwürdig, wie diese eingebornen Kelten im Ganzen unge-



stört bei ihrer einfachen Lebensweise blieben, während neben ihnen der eindringende Römer sein stolzes Aven-ticum baute.

Der kurzen Betrachtung der keltischen Alterthümer, welche uns auf dem Festlande erhalten sind, gehe noch die Bemerkung voran, dass in dem Greifensee, dem Sempachersee und dem Walenstadtersee ebenfalls einzelne Spuren von Pfahlbauten entdeckt, dass zwischen Bregenz und Lindau schon 9 solche Ansiedelungen ausgebeutet, dass in dem savoyischen See von Annecy Pfahlbauten von grossem Umfange nachgewiesen, aber noch nicht untersucht worden, und dass endlich in Irland zahlreiche Untiefen der Binnenseen durch Holzwerk und Pallisaden zu kleinen befestigten Inseln umgeformt sind, auf welchen ähnliche Alterthümer jeder Periode gefunden werden. Noch in den Chroniken des späten Mittelalters erscheinen diese Holzinseln als Zufluchtsorte der bedrängten Stammhäuptlinge. Herodot schildert die Ansiedelungen eines thrakischen Volkes ganz unsern Pfahlbauten entsprechend; Abul Fedä, der arabische Geschichtschreiber, berichtet Aehnliches aus den Sümpfen Syriens, und der französische Reisende Dumont d'Urville fand auf seinen Reisen in Neu-Guinea dieselben Erscheinungen. Folgendermassen lautet ungefähr Herodot's schlichte Erzählung:

„Die aber um den Berg Pangäos und die Doberer und die Agrianer und die Odomanter und die am See Prusias, die wurden von dem Megabazos gar nicht bezwungen. Er versuchte zwar auch die zu unterwerfen, die in dem See selber wohnen, auf folgende Art: Mitten im See stehen zusammengefügte Gerüste auf hohen Pfählen, und dahin führt vom Lande nur eine einzige Brücke. Und die Pfähle, auf denen die Gerüste ruhen, richteten in alten Zeiten die Bürger insgemein auf; nachher aber machten sie ein Gesetz und nun thun sie also: Für jede Frau, die einer heirathet, holt er drei Pfähle aus dem Gebirg, das da Orbelos heisst, und stellt sie unter; es nimmt sich aber ein Jeder viele Weiber. Dann wohnen sie daselbst auf folgende Art: Es hat ein Jeder auf dem Gerüst eine Hütte, darin er lebt, und eine Fallthür durch das Gerüst, die da hinuntergeht in den See. Die kleinen Kinder binden sie bei einem Fuss an mit einem Seil, aus Furcht, dass sie herunterrollen. Ihren Pferden und ihrem Lastvieh reichen sie Fische zum Futter. Derer ist eine so grosse Menge, dass wenn einer die Fallthür aufmacht und einen leeren Korb an einem Strick hinunterlässt in den See und zieht ihn nach kurzer Zeit wieder hinauf, so ist er ganz voll Fische.“

Weit zahlreicher, aber ebenso viel mangelhafter sind die auf der Oberfläche und im Schoosse der Erde erhaltenen Denkmäler der keltischen Vorzeit. Es ist uns ganz unmöglich, ein zusammenhängendes Bild von der Kultur der Landkelten zu geben. Die rastlosen Menschengeschlechter haben in ununterbrochener Folge die Oberfläche der Erde umgestaltet und eines verwischt die Spuren des andern. Jetzt noch geht die Zerstörung unbeachtet vorwärts, wo nicht Alterthumsforscher ihr wachsames Auge auf die durch den Zufall an's Licht gebrachten, oft sehr unscheinbaren Reste der ältesten Vergangenheit richten. Ein einziger Blick auf eine Uebersichtskarte der Fundorte keltischer Alterthümer zeigt deutlich genug, wo Sitze antiquarischer Vereine oder Liebhaber sind und wie weit sich die Thätigkeit derselben erstreckt. Es ist ganz sicher, dass manche der auf einer solchen Karte beinahe ganz weiss gebliebenen Landestheile nicht weniger bevölkert waren und daher auch nicht weniger Ueberreste besitzen, als andere, am dichtesten mit Punkten besetzte. Allein es ist Niemand da, der sich um die Knochen, die seltsam geformten Steine, Erz- und Eisenstücke bekümmert; die Verwüstung schreitet fort, und es wird immer unmöglicher, jemals eine richtige Vorstellung von den ältesten Bevölkerungsverhältnissen und Kulturzuständen unseres Landes zu erhalten.

Die ersten Spuren menschlichen Daseins zeigen sich in den Thälern des bernischen Jura. Menschenhände haben hier den Bildungen der Natur so unmerklich nachgeholfen, dass man ihre Thätigkeit überhaupt in Zweifel ziehen könnte, wenn nicht grössere Erscheinungen ähnlicher Art, hauptsächlich in England, diesen Zweifel zurückscheuchten. Grosse Steinblöcke, in freiem Felde aufgerichtet, schwere Steintafeln, auf kleineren



Steinen ruhend, endlich eine gewaltige weibliche Figur aus natürlichem Fels in einem von andern seltsamen Steingebilden angefüllten Thale sind nicht ohne Wahrscheinlichkeit in Zusammenhang gebracht worden mit keltischen Gebräuchen und Druiden-Kultus. Ganz sicher dürfen wir ausserordentlich einfache, grosse Befestigungen den Kelten zuweisen. Am besten sind jene an den Ufern des Rheins von Dr. Ferdinand Keller untersucht. Ein vorspringender oder sich sonst absondernder Ausläufer eines abschüssigen Hügels ist durch Erdwall und Graben ganz von allem Zusammenhange getrennt und zur natürlichen Festung gemacht, in welcher bei feindlichen Ueberfällen die Bewohner der umliegenden Ansiedlungen mit ihren Heerden Schutz fanden. Zahlreiche grössere und kleinere Kesselgruben oder Mardellen innerhalb des Walles dienten ohne Zweifel theils als Cisternen, theils als Vorrathsgruben. Scherben von schlechten Thongefässen, doch ohne alle Spuren von Feuerstätten finden sich in Menge, Waffen nur einzeln, ganz in Einklang mit der angedeuteten Bestimmung der Befestigung. Nähere Betrachtung einer höchst interessanten Festungsanlage gegenüber dem Ausfluss der Glatt in den Rhein ist uns nicht gestattet.

Ein einziges Denkmal besitzen wir, welches uns einigen Aufschluss gibt über die Beschaffenheit der keltischen Wohnungen auf dem festen Lande. Es stimmt ganz zu dem, was wir auch bei der Betrachtung der Hütten auf den Pfahlbauten gesehen haben. Auf der Südseite des Ebersberges, dem steilen Ausläufer des Irchel, der nach einem sattelartigen Einschnitt steil in den Rhein abfällt, lag in verstecktem Winkel eine keltische Ansiedlung. Mitten zwischen Kies- und Sandsteinlagern fand sich eine 4—5 Fuss tiefe Humusschicht, und auf ihrem natürlichen Boden entdeckte man eine ganze Masse Scherben schlechten Thongeschirres mit einfachen Linienverzierungen, einige Waffen aus Horn und Stein und wenig ehernen Schmuck. Was aber für uns am wichtigsten ist, sind von Feuerhitze roth- und hartgebrannte Lehmklumpen, in welchen die Eindrücke von grobem Flechtwerk auf das Deutlichste eingepägt erhalten sind. Es ist kein Zweifel, dass die Lehmstücke Verkleidung der Hüttenwände waren, und dass diese Wände aus solchem Flechtwerk bestanden, wie es in dem hartgebrannten Lehm abgedrückt ist. Derartiges Flechtwerk finden wir bei den Pfahlbauten in dem Wasser erhalten; der Einwirkung des Feuers verdanken wir das unzweifelhafte Zeugniß der Lehmverkleidung. So hätten wir die Wand der keltischen Wohnung sicher genug konstruirt und zugleich hinlänglichen Beweis für die allgemeine Aehnlichkeit der Wohnstätten der Seekelten und der Landkelten. — Eines merkwürdigen Gegenstandes wollen wir noch erwähnen, dessen kurze Besprechung wir auf diese Stelle versparten, obschon zahlreiche ähnliche Exemplare desselben auch in dem Bielersee gefunden werden. Es sind dies steinerne Mondsicheln, durch eingegrabene Linien auf einer Seite verziert. Taf. I. f. 19. Diejenigen, welche bei der in Rede stehenden Ansiedlung am Ebersberg zum Vorschein kamen, sind nur verstümmelt erhalten, sonst sorgfältig aus rothem Sandstein gefertigt. Eine praktische Bedeutung konnte man diesen Bildern natürlich nie beimessen. Desto näher lag die Vermuthung, ein religiöses Symbol in ihnen zu suchen. Und diese Vermuthung scheint hinlänglich gerechtfertigt durch die Angabe des Plinius, dass die Druiden den Mond am sechsten Tage den „Alles heilenden“ nennen. Die Erklärung von Dr. Keller darf daher füglich angenommen werden: „dass man mit diesen Mondbildern, wie mit dem Mistelzweige, Krankheiten abwenden und heilen zu können glaubte, und das Panaceum deswegen an einem freien Ort, vielleicht über der Thüre der Wohnungen, so aufstellte, dass sich die verzierte Seite dem Blicke darbot.“

Was sich nun sonst noch an keltischen Alterthümern vorfindet, — und es ist desselben viel, — gehört Alles der Gräberwelt an. Dass die grosse Mehrzahl der über die ganze ebene Schweiz verbreiteten Gräber und Grabhügel dem gleichen Volke angehörte, welches einst die Pfahlbauten bewohnte, zeigt die flüchtigste Vergleichung der aus dem Wasser und aus der Erde zu Tage geförderten Gegenstände. Es sind die gleichen Stoffe, es sind die gleichen Formen; doch sind die Stoffe in anderem Verhältnisse, die Formen in grösserer Mannigfaltigkeit. Die Produkte der Steinperiode sind schwach vertreten. Die Erzgiesserei, welche bei den Pfahlbauten den eigentlichen Mittelpunkt der Entwicklung bildete, wird durch die Bearbeitung des Eisens immer mehr ver-



drängt. Wo endlich römische Einwirkung sichtbar wird, da hat sie viel durchgreifender gewirkt, als bei den Pfahlbauten, bei welchen nur einzelne Beigaben zu den sonst unverändert gebliebenen keltischen Geräthschaften und Schmucksachen hinzukommen. Die zahlreichen Alterthümer der Gräber, welche wir noch überblicken wollen, tragen daher im Ganzen einen jüngern Charakter, als die bis zu den ersten Anfängen aller Kultur zurückgeführten Alterthümer der Pfahlbauten.

Die Kelten übten offenbar gleichzeitig zwei Arten der Bestattung. Die einen Grabstätten sind dadurch bemerkbar gemacht, dass über der Gruft ein Erdhügel aufgeworfen ist; überall der erste Versuch, das Andenken der Verstorbenen sichtbar zu erhalten. Taf. II. f. 33. Häufiger aber schliesst sich die Erde wieder spurlos über dem Leichnam. Gräber dieser Art finden sich oft in langen Reihen neben einander. Man hat sich daher gewöhnt, sie zum Unterschiede von den Grabhügeln Reihen- oder auch Furchengräber zu nennen. Die einfachste Art der Reihengräber ist die, dass der Körper in blosser Erde bestattet wird. Dann deckt ihn immer wenigstens gereinigte, häufig mit Asche vermischte Erde. Oft haben schwere Steine, zum Schutze gegen wilde Thiere über den Leichnam gewälzt, die Gerippe zerdrückt. Andere dieser Reihengräber sind zu Grabkammern gestaltet worden durch rohe, unbehauene Steinwände, mit einer mächtigen, dem Geschiebe der Flüsse entnommenen Platte als Deckel. Spätere Grabkammern sind in den lebendigen Fels gehauen oder aus behauenen Steinen gefügt und ganz wenige der spätesten mit Mörtel gekittet. Auf römische oder nachrömische Zeit weisen sogleich solche Kammern, bei welchen römische Ziegel zu den Wänden oder zur Bedeckung verwandt sind. — S. Taf. II. f. 34—41. Diese Todtenplätze der Kelten waren gewöhnlich an Landstrassen oder an Abhängen mit trockenem Boden angelegt.

Anders die Grabhügel. Es ist nicht zu verkennen, dass man für diese wo möglich schön gelegene Punkte, meistentheils auf Höhen mit freier Aussicht, aufsuchte. Hier wurden sie gewöhnlich einzeln oder zu zwei und drei angebracht. Selten liegen mehrere, bis zwölf, beieinander. Nach ihrer Konstruktion zu schliessen, sind manche dieser Hügel blosse Monumente oder, wie Andere muthmassen, Grenzbezeichnungen zwischen zwei Gauen; dahin gehören diejenigen, welche keinen andern Inhalt haben, als Kohlen und Steinringe oder Steinhäufen. In den eigentlichen Grabhügeln liegt der beigesetzte Leichnam entweder in einer besondern Grabkammer oder, was häufiger der Fall ist, auf dem natürlichen Boden. Ueber und neben ihm sind öfter mehrere andere Leichname. Der in der Mitte liegende ist gewöhnlich am reichsten mit Schmuck und Waffen ausgestattet. Nicht selten decken auch in den Grabhügeln grosse Steine die Körper. Eine eigenthümliche Erscheinung sind die in manchen Grabhügeln vorkommenden Brandstätten, theils von Opferfeierlichkeiten bei der Bestattung herrührend, theils wirklich von der Verbrennung des Leichnams, dessen Asche und Gebeine in diesem Falle sorgfältig gesammelt in einer Urne beigesetzt sind. Um den in der Mitte, oft in einem besonderen Steinkreise liegenden Leichnam oder um die Aschenurne reihte man die Grabgefässe, bis 20 und 30 Stücke, legte einiges Geräthe von Erz und Eisen, besonders Schmucksachen bei, zuweilen auch Ueberreste des Opfers, und warf dann den Grabhügel auf, wobei die Umstehenden Kohlen, Kiesel und Steine einstreuten. — S. Taf. II. f. 42 u. 43. Gleich anziehend und richtig erklärt Dr. Keller eine Stelle des Shakespear'schen Hamlets aus der nach der Weise des christlichen Mittelalters zur Beschimpfung verwandelten heidnischen Sitte. Der Leichenzug der lieblichen Ophelia naht dem Begräbnissplatz und Hamlet fragt:

»Wem folgen sie?  
Und mit so unvollständ'gen Feierlichkeiten?  
Ein Zeichen, dass die Leiche, der sie folgen,  
Verzweiflungsvolle Hand an sich gelegt.  
Sie war vom Stande.«

Und der Priester antwortet dem Laertes auf die Frage, unter was für Gebräuchen die Leiche bestattet werde:



»Wir dehnten ihr Begräbniss aus, so weit  
Die Vollmacht reicht: ihr Tod war zweifelhaft,  
Und wenn kein Machtgebot die Ordnung hemmte,  
So hätte sie in ungeweihtem Grund  
Bis zur Gerichtstrommete wohnen müssen.  
Statt christlicher Gebete sollten Scherben  
Und Kieselstein' auf sie geworfen werden;  
Hier gönnt man ihr doch einen Mädchenkranz  
Und das Bestreu'n mit jungfräulichen Blumen,  
Geläut und Grabstätt.«

Die ganze Einrichtung der Grabhügel scheint uns zu beweisen, dass dies keineswegs die gewöhnliche Form der Bestattung war, sondern dass nur angesehenen und hochstehenden Personen auf diese unständliche Weise beigesetzt wurden. Die oft unordentlich nebenbei liegenden Leichname mögen bei dem Begräbniss getödtete Leibeigene sein.

Die Gegenstände, welche in den Grabhügeln und Reihengräbern gefunden werden, stimmen im Wesentlichen zusammen und sind sehr reichhaltig. Der Kelt gab seinem Todten Alles mit, was er im Leben gebraucht hatte. Der Mann erhielt seine Waffen und sein Ackergeräth, die Frau ihren Schmuck, das Kind selbst sein Spielzeug. Da wir die Produkte keltischer Kunstfertigkeit bei den Pfahlbauten ziemlich genau betrachtet haben, dürfen wir uns hier darauf beschränken, in raschem Ueberblicke das besonders Hervoroder neu Hinzutretende zu erwähnen. Von Steingeräthen ist der Steinmeissel oder das Steinbeil überall verbreitet. Lange Zeit wurden die so häufig gefundenen, eigenthümlichen Formen als Naturspiele oder gar als Donnerkeile erklärt. Steinmeissel, welche in irischen und französischen Torfmooren mit ihren hölzernen Handhaben gefunden wurden, setzen uns in's Klare über ihre Anwendung. — Zu den früher beschriebenen Bronzegeräthen liefern uns einzelne Gräber Kessel aus Erzblech. Die Nähte sind alle genietet, nirgends gelöthet. Späteren Ansiedelungen werden einige sehr einfache Schlüssel angehören. — Ausserordentlich reichhaltig ist der Bronzeschmuck. Haftnadeln, Spangen, Ringe verschiedener Form und Bestimmung, Diademe, Gürtelbleche, Sporen, Amulette und Schnallen finden sich auf die verschiedenste Weise gestaltet und verziert. Statt diese mannigfaltigen Gestaltungen zu durchgehen, sei es uns erlaubt, dem höchst interessantesten Inhalt zweier einzelnen Grabhügel, bei Trüllikon im Kanton Zürich und bei Dörflingen im Kanton Schaffhausen, ein paar Augenblicke zu schenken. Es fanden sich in diesen Gräbern zwei weibliche Gerippe, mit reichem Erzschmuck ausgestattet. Nach der Lage der einzelnen Stücke und deutlichen Ueberresten der Kleidung, welche sich an den Gürtel- und Brustblechen erhielten, sowie aus der Färbung der Erde des Grabes gelang es, Schmuck und Bekleidung einer vornehmen keltischen Frau aus der Blüthezeit der Erzperiode ziemlich vollständig und zuverlässig herzustellen. — S. Taf. III, f. 13. Um den Kopf lief ein Diadem von Leder, in welches vorne strahlenförmig grosse Stecknadeln mit verziertem Knopfe (Taf. III, f. 10) gesteckt waren. In den Ohren, um Hals, Arme und Knöchel trugen die Frauen verzierte eherner Ringe. Bei der zweiten indess sind die Armringe in förmliche Schlaufen verwandelt, deren ausnehmend dünn geschlagenes und reichverziertes Erzblech von grosser Geschicklichkeit in der Behandlung zeugt. Die eine Gestalt trug ein sorgfältig gearbeitetes Gürtelblech, die andere ein panzerähnliches, aus dicht aneinander gefügten ehernen Häkchen bestehendes Brustschild. Das leinene Unterkleid und das wollene Oberkleid der ersten sind in unzweifelhaften Spuren erhalten. Ihr Oberkleid wurde durch zwei eherner Spangen (Taf. III, f. 12) zusammengehalten, das der zweiten durch eine grosse Haftnadel; die Spange des Unterkleids ist beiden gemein. — Eine Entdeckung anderer Art, jedoch nicht weniger bedeutend, ist bei Wülflingen in der Nähe von Winterthur gemacht worden. Es sind dies die Ueberreste einer Erzgiesserei mit grossen theils verarbeiteten, theils rohen Vorräthen und mit Formen (vgl. Taf. II, f. 1). Wir hätten somit den früher versprochenen Beweis, dass das Erzgeräthe in dem Lande selbst gegossen und bearbeitet wurde und keineswegs blosser Einfuhrartikel



war, woran sein massenhaftes Vorkommen ohnedies nicht denken lässt. Der bunteste Erzschnuck, mit geschnittenen Steinen, — wenn auch nur verschiedenfarbigem Marmor, statt Edelsteinen —, und Glasfluss geziert, verräth unbedingt römischen Einfluss, wenn nicht römische Hände. Das Gleiche ist der Fall mit den Schnallen, welche fast ausschliesslich in der westlichen Schweiz gefunden werden und oft reich versilbert sind. — S. Taf. III. f. 8 u. 9. Uns scheint die Gürtelschnalle überhaupt von den Römern entlehnt, besonders deswegen, weil die früheren ehernen Schnallen viel feiner gebildet sind, als die spätern eisernen, die unter den Händen der Kelten roh wurden. Diese rohen Eisenschnallen tragen in ihren Darstellungen und Inschriften deutliche und unverkennbare Zeichen des Christenthums. Es ist die Frage, ob sie nicht schon in die burgundischen Zeiten hinunter langen.

Wie die steinernen Waffen von den ehernen Waffen verdrängt wurden, so wichen diese den eisernen. Neben den einschneidigen Schwertern, die wahrscheinlich jünger sind, als die zweischneidigen, liegt gewöhnlich ein kurzes Messer, entsprechend der Angabe des Posidonius: „dass die Gallier zum Zerlegen des Fleisches Messer führen, deren Scheide an jener des Schwertes sitze.“ S. Taf. III. f. 4 u. 5.

Die grösste Veränderung erlitten die landwirthschaftlichen Geräthe durch das Auftreten des Eisens. Nicht allein, dass Sichel (Taf. III. f. 2), Sense und Beil jetzt aus Eisen geschmiedet werden; in der eisernen Pflugschar, der Schaufel (Taf. III. f. 1) und der Kette zum Aufhängen von Kesseln erscheinen ganz neue Formen, die nicht ohne bedeutenden Einfluss auf den Fortschritt des Landbaus bleiben konnten. Davon fanden wir in den Pfahlbauten noch keine Spur.

Es erübrigt, einen Blick auf das Töpfergeräthe zu werfen. Die Kunst, den weichen Thon zu bilden, durchlief manche Stufen, welche alle durch eine bunte Auswahl von Gefässen repräsentirt sind, vom ältesten, roh geformten Topfe aus ungeschliffenem, mit Steinkörnern vermischem Thone bis zu der mit vollendeter Technik gefertigten Urne. Der keltische Töpfer, der mit seiner Drehscheibe die grossen Gefässe mit ihren ausserordentlich dünnen Wänden hervorbrachte, stand dem römischen nicht nach an Geschicklichkeit. Dagegen kam er ihm nie gleich an Ausbildung der schönen Form. Auch sind alle keltischen Thongeschirre unglasirt und ritzbar, an offenem Feuer gehärtet und viele nach der Härtung geglättet. Henkel, Füsse und Deckel sind in der Regel nicht vorhanden. Statt der Henkel finden sich Löcher, um Schnüre durchzuziehn. Die Form der Gefässe richtet sich nach ihrer Bestimmung. Becher, Schüsseln, Speise- und Trinkschalen, kleine flache Schalen mit Ausgussrinnen, als Lampen erklärt, und Aschenurnen werden den Gräbern entnommen. Knochenüberreste zeigen, dass den Todten Anfangs in den Gefässen wirklich Lebensmittel mitgegeben wurden auf ihre unbekannte Reise; später aber sind die Töpferarbeiten neu vom Töpfer und in einander gestellt. Die Verzierungen bestehen zum Theil in blosser Färbung mit Graphit, Rothstein und einem unbekanntem schwarzen Stoff, theils aus erhabenen oder eingedrücktten und eingeschnittenen Strichen und Punkten nach den schon bei den Erzarbeiten angeführten Motiven. Am geschmackvollsten und sorgfältigsten verziert sind einige glatte Vorsetzsüsseln. Ein weisslicher und gelblich rother dicker Anstrich erscheint nur auf Thongeschirr der spätesten Zeit. Auffallend ist es, dass neben den schönsten Gefässen der keltisch-römischen Zeit auch ganz geringes Geschirr gleich dem der ältesten Zeiten gefunden wird. Wahrscheinlich wurde dieses bei den heiligen Opferhandlungen angewendet, wie auch noch in der Eisenperiode kupfernes Opfergeräth neben Opferschalen römischer Arbeit zu Tage trat. — S. Taf. III. f. 16—25.

So haben wir unsern mühsamen Gang durch die Trümmerwelt unserer keltischen Vorzeit vollendet. Schauen wir noch einmal auf das durchwanderte Feld zurück, so wird sich der ganze Gang der keltischen Entwicklung auf's Kürzeste ungefähr in folgenden Sätzen darstellen lassen: Unmittelbar durch die von Osten einwandernde Völkerschaft wurden mit den einfachsten Mitteln die Pfahlbauten in den Seen aufgeführt. In das Wasser baute man wohl grösserer Sicherheit vor Feinden und wilden Thieren wegen, und weil noch ausseror-



dentlich wenig waldfreie Plätze vorhanden waren. Als durch Bearbeitung der Metalle und Ausbildung des Ackerbaus die Verhältnisse umgewandelt wurden, verliessen viele Bewohner der Pfahlbauten ihre Ansiedlungen und liessen sich auf dem festen Lande nieder. Die Häuser im See waren wohl ganz bequem für ein Volk, dessen Hauptbeschäftigung die Jagd war; sie wurden aber ungenügend und lästig, sobald Ackerbau und Landwirtschaft überhaupt in grösserem Maassstabe betrieben wurden und stärkerer Anbau des Landes grössere Sicherheit gewährte. Die Umsiedelung von den Wasserwohnungen auf das feste Land geschah am Bodensee vor dem Beginn der Erzperiode (die erzeichen Ansiedelungen im Kanton Schaffhausen können unmöglich gleichzeitig neben der ganz der Steinperiode angehörenden Pfahlansiedelung bestanden haben); am Genfersee geschah sie vor dem Bekanntwerden des Eisens. Im Neuenburger- und Bielersee dagegen blieben wenigstens einzelne Pfahldörfer bis in die keltisch-römischen Zeiten; aber ihre Kultur wurde viel weniger von der römischen berührt, als diejenige der Kelten auf dem Lande. Nur das Nothwendigste eigneten sie sich an. Ziegel zu Herdplatten, Handmühlen und Schwerter römischer Arbeit werden dort gefunden. — Ansiedelungen aus der Steinperiode auf dem festen Lande können wir nur sehr wenige nachweisen. Die meisten der zahlreichen Grabdenkmäler enthalten Erz. Eisen verbreitete sich noch weit gegen Osten. Die Denkmale römischen Einflusses werden dichter, je weiter gegen Westen. Hier treten auch die ersten Anzeichen des Christenthums auf, wahrscheinlich von keltisch-römischen Legionssoldaten. Gräber ohne alle Beigaben werden auf die Alamannen gedeutet. Letztere machten im Vereine mit den Burgundern auch bald dem keltischen, wie dem römischen Wesen ein gewaltsames Ende und legten auf den Trümmern der historischen Vorzeit den Grund zu der geschichtlichen Entwicklung, die jetzt noch in lebenskräftigem Fortschritte begriffen ist.

## Erklärung der Tafeln.\*

### A. Pfahlbauten.

#### Stein-Periode.

- Taf. I. f. 1 Pfahldorf.  
 f. 2 u. 4 Pfeilspitzen aus Feuerstein.  
 f. 3 Kornquetscher.  
 f. 4 u. 5 Steinhammer.  
 f. 6 Feuersteinsäge.  
 f. 7 Lanzen Spitze aus Feuerstein.  
 f. 8 Steinbeil in Hirschhornfassung.  
 f. 9 Steinmeissel in Hirschhornfassung.  
 f. 10 Sandsteinplatte, als Schleifstein benutzt.  
 f. 12—15 Stechwerkzeuge aus Horn und Knochen.  
 f. 16 Hakenspiess oder Harpune aus Horn.  
 f. 17 Messer aus Eibenholz.  
 f. 18 Säge aus Knochen.  
 f. 19 Verzierte Mondsichel aus Stein.  
 f. 20 Verzierte, tellerförmige Vorlegeschüssel a. Thon.  
 f. 21 Trinkschale aus Eibenholz.

- Taf. I. f. 22—27 Thongeschirr aus den Pfahlbauten.  
 f. 28 Glaskoralle aus den Pfahlbauten  
 f. 29 Bärenzahn, wahrscheinlich als Amulet getragen.  
 f. 30 u. 31 Flechtwerk von Matten etc.

#### Erz-Periode.

- Taf. II. f. 1 Gussform für ein Erzbeil, aus dem Genfersee.  
 f. 2 Kurzer Dolch aus Erz.  
 f. 3—19 Eherne Haft- und Haarnadeln, Strick- und Nähwerkzeuge.  
 f. 20 Sichel aus Erz.  
 f. 21 Eherne Beil.  
 f. 22—24 Eherne Messer.  
 f. 25 u. 26 Eherne Lanzen spitzen.  
 f. 27 Verzierte eherne Armspangen.  
 f. 28 Eherne Pfeilspitze.  
 f. 29—32 Eherne Fischangeln.

### B. Gräber.

- Taf. II. f. 33 Grabhügel.  
 f. 34—41 Reihengräber im Grundriss und Aufriss.  
 f. 42 u. 43 Grabhügel im Grundriss und Aufriss.  
 Taf. III. f. 1 Grabscheit von Eisen.  
 f. 2 Sichel von Eisen.  
 f. 3 Bruchstück eines Kammes.  
 f. 4 u. 5 Schwert und Messer aus Eisen.  
 f. 6 Silberner Fingerring.  
 f. 7 Handgelenkring aus gefärbtem Glas.  
 f. 8 Versilberte Gürtelschnalle aus Erz.

- Taf. III. f. 9 Eiserne Gürtelschnalle.  
 f. 10 Eherne Nadel des Kopfschmucks mit grosser, verzierter Bernsteinperle als Knopf.  
 f. 11 Halsband aus gefärbten Korallen.  
 f. 12 Eherne Spange.  
 f. 13 Zwei keltische Frauen in dem an ihrem Skelette gefundenen Schmucke.  
 f. 14 u. 15 Zwei Glasgefässe aus Gräbern.  
 f. 16—25 Verschiedene Thongeräthe aus Gräbern und Grabhügeln.

\* Die Tafeln sind unter gefälliger Vermittlung des Herrn Dr. Ferd. Keller aus den Tafeln der Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich zusammengestellt worden.











